

Gilg Tschudi als Mensch des 16. Jahrhunderts

Autor(en): **Thürer, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rorschacher Neujahrsblatt**

Band (Jahr): **64 (1974)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-947302>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gilg Tschudi als Mensch des 16. Jahrhunderts

Prof. Dr. Georg Thüerer

Obervogt der Fürstabtei St.Gallen in Rorschach 1532/33

Unter den Obervögten, welche das Stift St.Gallen in Rorschach einsetzte, war Gilg Tschudi von Glarus zweifellos der berühmteste. Der junge Mann amtierte allerdings nur kurze Zeit am Bodensee. Seine Rorschacher Tätigkeit von 1532/33 war sozusagen ein kurzes Zwischenspiel zwischen zwei Amtszeiten im Dienste der Eidgenossenschaft. Von 1530 bis 1532 war Tschudi Landvogt in der wichtigen Gemeinen Herrschaft Sargans, und von 1533 bis 1535 verwaltete er die Gemeine Herrschaft Baden; diese Amtsstelle am Tagsatzungsorte, welche Tschudi 1549 bis 1551 ein zweites Mal innehatte, war so bedeutend, daß der Landvogt von Baden als «Kanzler der Eidgenossenschaft» galt.

Wenn die Rorschacher Amtszeit Tschudis auch kurz war, so bedeutete sie für den allgemein forschungsfreudigen Gelehrten doch zweierlei. Sie weitete den Horizont des reifenden Historikers und bot ihm den Zugang zu den einzigartigen Archivschätzen des Stiftes St.Gallen, das damals unter der Leitung des Fürstabs Diethelm Blarer von Wartensee stand. Die Stiftsbibliothek St.Gallen besitzt seit einem glücklichen Kauf von Abt Beda von 1768 den geschlossensten Bestand des Tschudischen Nachlasses. (Vergl. Johannes Duft, Aegid Tschudis Handschriften in der Stiftsbibliothek St.Gallen, Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte, Bd. 53 (1959) II, S. 125ff.)

Der Obervogt des Rorschacher Amtes, der bis ins 17. Jahrhundert auf der Burg Rorschach (St. Anna-Schloß) residierte, gehörte nicht zur allerersten Klasse des fürstbischöflichen Beamtenstaates. Nach einem – freilich spätern – Verzeichnis führte er immerhin die Beamten der zweiten von insgesamt acht Beamtenklassen an. (Vergl. Paul Staerke, Der st.gallische Hofstaat zur Zeit der Ter-

ritorialherrschaft, Rorschacher Neujaahrsblatt 1966, S. 42.) Obervogt Gilg Tschudi hat zweifellos seinen Amtsbezirk nicht nur verwaltet, sondern auch als aufmerksamer Beobachter durchforscht. Ildefons von Arx berichtet in seinen «Geschichten des Kantons St.Gallen» Bd. I (1810), S. 500 ff. im Zusammenhang mit den an Mitteln und Einfluß reichen Freiherren von Rorschach. «Im See hatten sie unweit Rorschach einen Turm stehen. Egid Tschudi und Stumpf sahen noch Mauern davon.»

Jedenfalls lohnt es im Hinblick auf die Rorschacher Amtstätigkeit Gilg Tschudis, das Bild des «Vaters der Schweizergeschichte» vor der Rorschacher Leserschaft zu entrollen.

1. Zeitalter und Persönlichkeit

Wir machen uns auf, um Gilg Tschudi zu begegnen. Unsere Aufmerksamkeit gilt dabei weder dem Chronisten noch dem Kartenzeichner im besondern noch seinem ungemein arbeitserfüllten Leben als solchem, sondern wir versuchen diesen Menschen aus seiner Zeit heraus zu erfassen und zu verstehen. Sie bot ihm den Nährgrund und das Arbeitsfeld.

Sie öffnete ihm Tore und errichtete ihm aber auch Schranken. Dabei müssen wir uns allerdings schon zu Beginn Rechenschaft darüber geben, daß ein bedeutender oder gar schöpferischer Mensch nie nur das Kind seiner Zeit bleibt, sondern er ist auch ihr Partner. Es gilt hier das Wort Jacob Burckhardts: «Zeit und Mensch treten in eine große geheimnisvolle Verrechnung.» So steht es in den «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» des Basler Historikers über «die historische Größe». Es begleite uns aber auch ein Wort Schillers, des eifrigen Lesers von Tschudis

Chronik: «Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf. Leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben.» Der wahrhaft große Mensch ist gewiß auch zeitbedingt, aber nicht nur zeitbefangen. Er ist mit andern Worten nicht nur ein Zehrer des Vorhandenen, sondern auch ein Mehrer der Kultur und hinterläßt die Welt reicher, als er sie angetreten.

Diese Bereicherung an Werten dürfen wir Gilg Tschudi nachrühmen. Das haben im Gedenkjahr 1972 die Ansprache von Bundesrat H.-P. Tschudi bei der Einweihung des Gedenksteins in Glarus, etliche wissenschaftliche Vorträge und die großangelegte Ausstellung im Freulerpalast, d. h. die Veranstaltungen, welche wir der Umsicht und der Tatkraft von alt Rektor Jacques Jenny verdanken, deutlich gezeigt.

Hätte Gilg Tschudi nur aus den Beständen des Bestehenden gelebt und nichts Neues geschaffen, so würden wir seiner nicht gedenken.

Die Geschichtswissenschaft hebt ja nicht die Millionen der bloßen Bewahrer hervor, sondern die wenigen, die Neues ersannen, vertreten und verwirklichen. So wenig aber ein Mensch, wie eine Redewendung sagt, «aus seiner Haut heraus» kann, so wenig kann man das Wesen seiner Zeit ganz abstreifen. Das müssen wir bedenken, wenn wir den Maßstab an eine geschichtliche Leistung anlegen oder gar ein Urteil fällen. Es wäre ungerecht, ja auch unsinnig, von Gilg Tschudi zu verlangen, er hätte z. B. bereits die Einsichten der modernen Atomwissenschaft, der Vererbungslehre oder die Möglichkeit, die Elektrizität nutzbar zu machen, mitbringen oder erringen sollen. Und kein vernünftiger Mensch wird seinen Werken aberlangen, daß sie Angaben vermitteln, wie sie uns heute z. B. Volks- und Betriebszählungen, überhaupt die statistischen Erhebungen, erlauben.

Man würdige ein Schaffen im Rahmen der damaligen Gegebenheiten. Und da gilt es auch Schwierigkeiten zu bedenken, die ein Mensch vor fünfzehn Menschenaltern noch hatte und die unserer Generation fremd werden. So gibt es allein in der Stiftsbibliothek St. Gallen in Tschudis Nachlaß 26 Codices, größtenteils Sammelbände, die Gilg Tschudi mit eigener Hand schrieb. Heute würde ein Historiker entsprechenden Ranges vielleicht einem Forschungsinstitut mit etlichen Helfern vorstehen, und seine Belegschaft wäre mit Maschinen und Apparaturen ausgerüstet. Erwähnen wir nur das Eine: Tschudi mußte Hunderte von Urkunden mühsam ab-

schreiben, wo uns heute die Photokopie das getreue, jederzeit nachprüfbare Original in einer Minute liefert. Sollen wir daher Tschudis unheimlichen Kraftaufwand, wie ihn die Abschreibearbeit nun einmal erheischte, überlegen belächeln? Nein, das wäre dumme Überheblichkeit und Undank obendrein. Manche wichtige Urkunden zur Schweizergeschichte sind nämlich nur dank Tschudis Abschriften überhaupt erhalten geblieben, so eine der berühmtesten, nämlich der Urner Freiheitsbrief von 1231, den der greise Tschudi auf seiner Archivreise von 1569 abschrieb und der dann in der lateinischen Fassung und in deutscher Übersetzung in seine Schweizer Chronik aufgenommen worden ist. Das Original ist wohl dem Föhnbrand, der Aaldorf im Jahre 1799 einäscherte, zum Opfer gefallen. So wären wir um ein wesentliches Dokument ärmer, wenn Tschudi nicht mit den Mitteln seiner Zeit sehr fleißig zu Werke gegangen wäre.

2.

Grundzüge des 16. Jahrhunderts

Nach diesen einleitenden Überlegungen wollen wir uns fragen, welche Merkmale denn die Zeit hatte, in welcher Gilg Tschudi lebte. Nun, der 1505 Geborene und 1572 Gestorbene war ein Mensch des 16. Jahrhunderts. Dieses 16. Jahrhundert aber war – wenn wir das laufende Jahrhundert beiseite lassen, über welches uns noch kein abschließendes Urteil zusteht – wohl das aufbrüchigste, erregendste und damit bewegteste der gesamten Geschichte. In zwei Generationen wurde von den Menschen jener Zeit mehr entdeckt, errungen und erlitten also sonst in andern Zeitaltern von zwanzig Geschlechtern zusammen. Im ersten Jahrzehnt lebte man in der Heimat des Knaben Gilg noch wie im Mittelalter, wie denn auch die an die Pfarrkirche angebaute Kreuzkapelle (1510) noch im Stile der spätmittelalterlichen Gotik erbaut wurde. Dann kam das Zeitalter der Renaissance, das mit dem jungen Humanisten Ulrich Zwingli auch ins Glarner Bergtal drang, und es war eine ganz ungewöhnliche Gunst für Gilg Tschudi, daß der Leutpriester Zwingli gerade im Jahre 1510, da der Knabe bildungsfähig wurde, in Glarus eine Lateinschule eröffnete und daß er nach Zwinglis Wegzug beim Landsmann Glarean in Basel noch einige Zeit weitergeschult wurde. Dann schieden sich die Geister in Alt- und Neugläubige. Das Zeitalter der Reformation begann, dasjenige der Gegenreformation folgte.

Wir staunen: vier Zeitalter in wenig mehr als vier Jahrzehnten. Das war Tschudis Lebenszeit. Aus diesen Quellen schöpfte er, diese Strömungen umwoogten ihn, in diesen Spannungen stand er.

Betrachten wir dieses Zeitalter etwas näher, wobei man uns die gebotene Kürze mit ihren unvermeidbaren Verkürzungen im Gesamtbild nicht verargen möge.

Das Mittelalter bekam seinen Namen als *media aetas*, als Zeit der Mitte zwischen dem Untergang des Altertums mit dem Fall Westroms und der Wiedergeburt, der Renaissance klassischer Denk- und Lebensformen um 1500. Es war das Jahrtausend der einheitlichen christlichen Kirche. Der Mensch fühlte sich auch im Staatsleben im Stufenbau des Kaisertums geborgen; erst im Spätmittelalter meldeten sich in Städten und bei den Schweizer Bergbauern Stimmen und regten sich Kräfte, die eine Politik genossenschaftlichen Zusammenlebens anstrebten. Aber auch in diesen Kreisen blieb unerschüttert im Grunde der Glaube, daß das irdische Leben seinen Wert vom Jenseits her gewinne.

Das änderte sich zur Zeit der Renaissance, welche nach einem Worte Burckhardts, das er vom französischen Historiker Michelet übernahm, eine «Entdeckung des Menschen und der Welt» darstellte. Der Mensch wurde nun nicht mehr nur als Geschöpf Gottes, sondern auch selber als Schöpfer gewürdigt, und der *homo universalis*, der allgemein in Wissenschaften und Künsten, aber auch im Sport gebildete Mensch, wurde zum neuen Leitbild. Gegenüber dem Jenseits wurde nun das Diesseits aufgewertet. «Es ist eine Lust zu leben!», rief der deutsche Humanist Ulrich von Hutten aus. Er dachte wohl vor allem an die neu erwachten Studien, die über *all ad fontes*, d. h. zu den Quellen, vordringen wollten, Leben und Welt zu ergründen gedachten. Nicht umsonst ist die Renaissance auch die Zeit der Entdeckungen. Ja, eine Art neuen Stolzes beseelte die Zeitgenossen. In der Weltkenntnis überbot man nun selbst die klassischen Vorbilder der Griechen und Römer. Frohlockend rief der Humanist Glarean aus: «In unserer Zeit ist auch die andere Welthälfte entdeckt worden.» Ein Hochgefühl beseelte jenes Geschlecht. Die Welt wurde dank den Entdeckungen größer und größer, und die Geschichte wurde eigentlich erst jetzt zur *historia mundi*, zur eigentlichen Weltgeschichte.

Auf die Zeit der Entdeckungen der Außenwelt folgte eine Rückwendung auf die Innenwelt. Unter den Büchern, die man im Geiste der Humanisten quellenkritisch ansah, war



*Aegidius Tschudi,
Glaronerfis, A. 1571.*

Der Schweizer Chronist Aegidius oder Gilg Tschudi wurde 1505 in Glarus geboren und starb dort 1572. Er zählt zu den größten Historikern seiner Zeit. Als Landvogt in Sargans und Baden, als Obervogt in Rorschach und als Glarner Landammann kannte er Verwaltung und Politik, und als Forscher und Sammler erwanderte er große Gebiete der Schweiz.

auch die Bibel. Erasmus von Rotterdam be-reinigte in Basel das Neue Testament, und sieben Jahre danach schuf der Reformator Martin Luther nach dieser Vorlage in griechischer Sprache seine deutsche Bibel. Das war in zwiefacher Hinsicht eine grundlegen-de Tat. Einmal schuf oder verbreitete er doch dadurch die heute gültige neuhochdeutsche Schriftsprache, die sich dank Luthers Sprach-kraft und der Buchdruckerkunst von den Al-pen bis zur Wasserkante und tief in den Do-nauraum hinein durchsetzte. Dann war diese Bibel aber auch Grundlage und Maßstab für die wachsenden Kreise der Neugläubigen, um zu überprüfen, was an der römischen Kirche bibelgemäß und daher beizubehalten und aber auch was ohne Begründung durch die Bibel, ja in Widerspruch zu ihr erschien und deshalb abzulehnen war. Das besorgte die Reformation, die Martin Luther in Deutschland, Ulrich Zwingli in der deutsch-sprachigen Schweiz und Johannes Calvin in Genf begannen. Ihr Grundsatz war, daß die Bibel die Richtschnur für Glauben und Le-ben darstelle und daß nur der Glaube und Gottes Gnade und nicht sog. gute Werke zur Seligkeit helfen.

Die noch vor der Jahrhundertmitte einset-zende Gegenreformation verdient ihren Na-men mit doppeltem Recht. Sie war einerseits das Gegenstück zur Reformation, indem sie offensichtliche Mißstände der katholischen Kirche beseitigte, also auch eine Reform durchführte. Zugleich war sie aber auch die Gegnerin der Reformation, indem sie diese, wo immer es ging, rückgängig zu machen versuchte. Sie erzeugte eine neue Frömmig-keit, die sich z. B. in der Barockkunst äu-ßerte, und neue Orden wie die Jesuiten und die volksnahen Kapuziner stellten sich in den Dienst der sich innerlich erneuernden Kirche.

Damit haben wir in knappen Strichen das Wesen dieser vier Epochen: Mittelalter und Renaissance (Humanismus), Reformation und Gegenreformation wenigstens angedeu-tet und die ungemein dichte Abfolge bedeu-tender Kulturzeitalter in Gilg Tschudis Le-benszeit in Erinnerung gerufen. Fügen wir noch hinzu, daß diese Zeit neben dem Leben im Geiste auch das Ausleben in solchem Maße kannte, daß man das 16. Jahrhundert auch die Zeit des Grobianismus nennt. Und vergessen wir nicht, daß damals die Pest un-heimlich viele Opfer erforderte, nährlich 1519 manchenorts bis zur Hälfte der Bevöl-kerung, was gewiß das Lebensgefühl jener Generation, in welcher der junge Tschudi aufwuchs, mitbestimmte.

3. Alpine Heimat im Spätmittelalter / Jugend in führender Familie

Nun werfen wir die Frage auf, was in Tschu-dis Wesen und Schaffen noch dem Mittel-alter zuzuweisen sei oder doch mittelalter-lichen Einschlag habe. Zweifellos wuchs er in einem Hause auf, in welchem das spät-mittelalterliche Weltbild Gespräche und Ge-wohnheiten bestimmte. Es waren dem Kna-ben Gilg Tschudi wohl die Sagen vertraut, in denen sich das Volk das Schicksal von Land und Leuten erzählte und deutete: die Geschichte vom Vrenelisgärtli, auf dessen Firnfeld die Jungfrau, welche dem mittlern Glärnischgipfel «es sig Gott lieb und leid» einen Garten abtrotzen wollte, zur Strafe für ihr unehrfürchtiges Verhalten einge-schneit wurde, oder jene Sage vom freveln Hirten, der unweit davon die Mutter ohne Bissen von sich stieß, der Geliebten aber in schändlicher Weise Käse als Trittsteine zur Hütte legte und dann infolge beider Übel-taten mitsamt seiner Glärnischalp dem Un-tergang verfallen war. Und gewiß kannte der Knabe Gilg auch jene Sage vom Rufer auf dem Schiltgipfel, der mit seinem Horn den Überfall der Österreicher und ihren Viehraub zutale meldete, so mächtig, so wuchtig, daß er wie der Held Roland – sich auf dem «Schlafstein» erschöpfte. Wohl kön-nen wir nicht im einzelnen belegen, wie diese oder jene Sage auf den Heranwachsen-ten wirkte. Daß er aber später auch als rei-fer kritischer Mann den Aussagewert der Sagen zumal im Rahmen der Befreiungsg-eschichte der Eidgenossenschaft als bedeutend erkannte, dürfen wir seiner Überzeugung entnehmen, daß «sölche stät beharrte sag an (= ohne) zweifel nicht vergeblich entstan-den». Man höre beides: sowohl der Ursprung wie das Bewahren einer Sage bezeugt nach Tschudis Ansicht, daß etwas an ihr oder in ihr sei. Die großartigste Sage der Talschaft, ihr Mythos von den beiden Brüdern Landolf und Ursus, die altalemannisches Heidentum und Christentum verkörperten und die beide vom Glaubensboten Fridolin, der eine in freiwilliger Bekehrung, der andere schock-artig, dem Glauben der Liebe und Auferste-hung zugeführt wurden, war dem Knaben schon deshalb vertraut, weil das Standbild Fridolins mit dem auferstandenen Ursus in der Kirche, die unweit von Tschudis Eltern-haus stand, aufgestellt war; heute ist die Zweiergruppe in der katholischen Kirche von Netstal zu sehen.

In Tschudis Jugendzeit gab es im Lande Glarus nur sechs Kirchen, vier im Hinterland (Matt, Linthal, Betschwanden, Schwanden), die Mutterkirche im Hauptort Glarus und im Unterlande diejenige von Mollis, von der sich 1532 die Kirchgemeinde Näfels trennte. Wenn also der Knabe Gilg an der Näfeler Fahrt teilnahm, deren Stiftung er in der Schweizer Chronik erwähnt, so sah er dort noch keine Pfarrkirche, wohl aber die Schlachtkapelle, eine der rund zehn Kapellen des Landes, in dem es bis zur Gründung des Klosters Näfels kein Stift gab. Dennoch war den Glarnern das monastische Leben nicht unvertraut. Einmal stand dicht an seiner Nordgrenze das uralte Damenkloster Schänis, und die Erinnerung an die Herrschaft des Frauenklosters Säkingen war jedenfalls in den führenden Familien, welche in der bis ins späte 14. Jahrhundert dauernden Säkingenzeit Inhaber von Klosterämtern stellten, nicht erloschen.

Die «Tschudige» gehörten seit Generationen zu den führenden Geschlechtern des Landes. Der Urgroßvater Gilgs, Jost Tschudi, war Anführer der Glarner im alten Zürichkrieg, der Großvater Hans Tschudi war der Obmann der Glarner im Burgunderkrieg, beide Ahnen waren Landammänner gewesen. Gilgs Vater, Ludwig Tschudi, trug das Fridolinsbanner im Schwabenkrieg, und der zehnjährige Knabe sah ihn als Hauptmann aus der Schlacht von Marignano heimkehren. Es gab in der Eidgenossenschaft nur wenige Familien, im Lande Glarus gewiß kein zweites Elternhaus, wo die Kinder sozusagen vom Tischgespräche her in die neuere Schweizergeschichte eingeführt wurden wie im Heim, in dem Gilg Tschudi aufwuchs. Der politische Sinn war Familienerbe und wohl auch ein gewisser Stolz auf die Herkunft des Geschlechts, der den Chronisten später zu höchst bedenklicher Klitterung und Fälschung von Urkunden verführte, um am Kaiserhofe einen Adelstitel zu erwirken. Als ob seine Ahnen, welche im Lande Glarus die höchsten Ehrenstellen bekleideten, einen solchen Aufputz nötig gehabt hätten! Kleine Schwäche eines großen Mannes! Wenn der Vater nie Landammann war, so geschah es nicht zuletzt deshalb, weil damals zwei andere Tschudi sich auf das Landesschwert stützten. Dafür heiratete er eine Landammannstocher, Margareta Klichmutter, deren Geschlecht auch Äbli hieß. Sie schenkte ihm mit Ägidius, schweizerdeutsch Gilg gerufen, den sechsten Sohn. Der älteste, Ludwig Tschudi, wurde zu einem Ritter besonderer Art, nämlich auf seiner Palästina-Wallfahrt zum Ritter des Hei-

ligen Grabes geschlagen. Diese Heiliglandfahrt aus dem Jahre 1519, deren Erlebnisse der Pilger schriftlich festhielt, gehörte wohl zu den eindrucklichsten Berichten, die der 14jährige Heranwachsende in sich aufnahm. Einen Bruder zu haben, dem in der Heiliggrabkirche zu Jerusalem der Vater Guardian nach der dritten Nachtwache mit goldbeschlagenem Schwert den Ritterschlag erteilt und ihm zugerufen hatte «In dem Namen Gottes seyest ein Christenlicher Ritter» mag die Vorstellungswelt Gilgs noch lange beschäftigt haben. Des Knaben Herz mochte höher schlagen, als sein ältester Bruder heimkehrte und 48 Reliquien mitbrachte. Glockengeläute empfing den Wallfahrer, und das Volk zog ihm mit Kreuz und Fahnen entgegen wie an der Näfeler Fahrt. Das war dichtes, erhebendes, beseeltes Mittelalter, freilich in allerletzter Stunde.

4. Humanistische Lehrer: Zwingli und Glarean

Im gleichen Jahre 1519 aber begannen in Zürich die althergebrachten Heiligtümer im Werte zu sinken. Zwingli hatte am Neujahrstag – es war sein 35. Geburtstag – mit der Auslegung der Heiligen Schrift nach reformatorischer Weise begonnen. Er kannte das Land Glarus und die Familie Tschudi sehr gut, war er doch von 1506 bis 1516 Leutpriester in Glarus gewesen. Man darf ihn indessen nicht als einen echt mittelalterlichen Geistlichen bezeichnen, da er in seiner Basler – und Wiener – Studienzeit bereits humanistische Einflüsse in sich aufgenommen hatte und im Selbststudium und in einem regen Briefwechsel mit Gelehrten diesen freien Geist der literarischen Renaissance in sich verstärkte, was sich gewiß auch in der von ihm gegründeten Lateinschule auswirkte. Daß der Knabe Gilg in der Schulstube einem der gebildetsten Schweizer seiner Zeit begegnete, war ein Glücksfall sondergleichen. Nicht nur eignete er sich ein Latein an, das dem Historiker beim spätern Urkundenstudium sehr zustatten kam, sondern Zwingli weitete auch den Geist seiner Schüler im engen Alpental. So wie er selbst schon als Knabe das heimatliche Toggenburg verlassen, bei seinem Oheim in Weesen Latein gelernt und an seinen Schulorten Bern und Basel die Schweiz von der Westseite her kennen gelernt hatte, wozu noch das Auslandschweizererlebnis in Wien trat, so vermittelte er seinen Schülern gewiß ein Bild

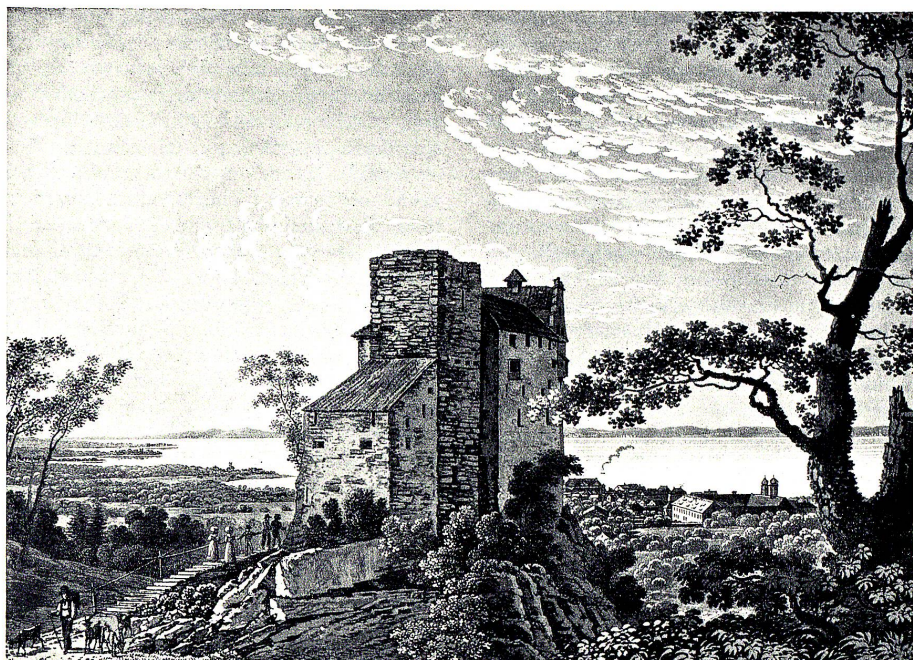
der gesamten Eidgenossenschaft, was für den künftigen «Vater der Schweizergeschichte» wohl eine entscheidende Blickweise bedeutete. Wir haben einen gültigen Beweis für diese gesamtschweizerische Betrachtungsweise Zwinglis. Im Jahre 1510 schrieb er in Glarus ein Gedicht, das mit den Worten beginnt:

Von einem Garten ich üch sag,
Umzünt und bhüet mit guoten Hag,
Mit Bergen höch an einem Ort,
Am andern Fluß man ruschen hort.

Das war die Schweiz jener Zeit zwischen Aare, Rhein und Alpenwall. Zwingli vergleicht sie einem Garten. Allein wie schon der paradiesische Garten Eden seine Versuchung hatte, so auch der Schweizergarten in diesem Fabel-Gedicht des jungen Zwingli. Dieser Versuchung erliegt der fette Schweizer Ochse, der in diesem den Alpen vorgelegerten Garten weidet. Tiere, in denen der Kundige Wappenfiguren und Sinnbilder der Nachbarstaaten erkennt, locken ihn aus dem sichern Gehege, und draußen geht es ihm schlecht. Er empfängt Schläge «glicht als ein amboß». Damit spielt Zwingli auf das Söldnerwesen an, das er in den nächsten Jahren immer eifriger bekämpfte, was ihn zu den reichen Glarnern, die aus dem Reislaufer in Form von «Pensionen» ihren Gewinn zogen, in so heftigen Gegensatz brachte, daß er 1516 die Glarner Kanzel mit derjenigen von Einsiedeln und gut zwei Jahre danach mit derjenigen von Zürich vertauschte.

Nach dem Wegzuge Zwinglis hielt sich auch die von ihm gegründete Lateinschule nicht. Jedenfalls zog der im 13. Lebensjahre stehende Gilg mit andern jungen Glarnern zu Heinrich Loriti genannt Glareanus nach Basel. Dieser aus Mollis stammende Humanist führte in der RheinStadt eine sog. Bursa, d. h. eine Art Schülerheim, das dem Gelehrten ein Auskommen und den Schülern einen billigen Kostort bot. Zugleich war eine solche Bursa auch eine res publica oder eine polis, d. h. es wurde versucht, die Schülergemeinschaft nach dem Vorbilde der antiken Staaten zu verwalten. So gab es Ämter der Selbstverwaltung der gemeinsamen Kasse = bursa mit klingenden Namen wie Konsuln, Zensoren, Prätores und Tribunen, und die Briefe wurden wie im alten Rom im Namen von «senatus populusque romanus» aufgesetzt. Das Latein war hier keine tote, sondern die lebendige Umgangssprache. Mit einem Worte: wer hier wohnte, hatte teil an einem gelebten Humanismus. Der junge Bursianer – von diesem Wort kommt die studentische Be-

St. Anna-Schloß, gestochen von Hegi (ca. 1828).
 Gilg Tschudi war 1532/33 Obervogt des Fürstbistums
 von St.Gallen in Rorschach, Sitz dieses Obervogtes
 war bis ins 17. Jahrhundert die Stammburg der 1475
 ausgestorbenen «Herren von Rorschach».



zeichnung «Bursch» – Gilg Tschudi genoß dieses Leben wohl in vollen Zügen. Jedenfalls blickte er mit Verehrung zu seinem Meister auf. Als er kaum zehn Jahre danach sein erstes Werk, die «Uralt wahrhaftig Alpisch Rhetia» verfaßte, schrieb er im Vorwort rühmend und dankbar von seinem Anreger: «Deshalb by uns billich das erst lob wirt geben dem hochgelehrten Herrn Henrico Glareano poeten, minem günstigen Herrn praeceptor und verwandten. Der hat bei uns von erst die alten namen harfür gezogen, welches damals schier für unerhört geacht ward us lang verlegner ungewohnheit. Uß solchem sinem anfang allen andern ein urhab und ursach geben ist worden, wytter zu ergründen.» Magister Glareanus, der vom Kaiser zum Dichter gekrönt worden war, las dieses Lob wohl mit Behagen. Er war nicht unempfänglich dafür und stellte seinem Schüler für den Erstling das Zeugnis aus, ein besseres Zeugnis der Topographie sei seit tausend Jahren nicht erschienen.

Gilg Tschudi ging in diesem Werke, das übrigens erst zwölf Jahre nach der Niederschrift des 23jährigen und als einziges Druckwerk, das von Tschudi zu seinen Lebzeiten erschien, als echter Humanist vor. Er nennt seine Gewährsleute und erwähnt ihre Lebenszeit: «Dis sind die Autores daruß nachfolgende Hystoria Rhetiae gezogen, unter welchen Keißer Jeder gelebt, ouch zu wel-

cher zit ungevarlich vor oder nach Christi Geburt.» Er betont, daß er Auszüge gemacht habe «uß den glaubwürdigen Gschichtsschreibern» und in dieser Folge werden außer römischen Historikern auch St.Galler Kloster-Chronisten wie Ratpert und Ekkehart erwähnt sowie die Humanisten Beatus Rhenanus, Willibald Pirckheimer, Aventinus und Vadianus, der St.Galler Humanist, Stadtarzt und Bürgermeister, der ein echter homo universalis der Renaissance war.

Auch Glareans war eine Persönlichkeit von weiter und tiefer Anlage und großer Ausstrahlung. Als Dichter verfaßte er ein Loblied auf die Eidgenossenschaft in hochgestimmten Versen. Wenn ihn auch sein Schüler in solcher lateinischer Dichtkunst nicht erreichte, so übernahm er von ihm doch das Vorbild, Wesen und Herkommen der schweizerischen Stände womöglichst ruhmvoll zu schildern. Die deutschen Humanisten bemühten sich damals um eine Germania illustrata, worin das ja schon von Tacitus gewürdigte alte Volkstum sozusagen als eigenes Altertum der römischen Antike zur Seite gestellt werden sollte. Die schweizerischen Humanisten wollten nicht dahinter bleiben und machten sich an eine «Helvetia illustrata», verglichen doch selbst italienische Humanisten die Waffentaten der Eidgenossen vor ihrer Niederlage von Marignano mit denjenigen der alten Römer. Nun sollte die

Zeit des Kriegsgottes Mars durch die milden Musen abgelöst werden. Denkt man an die damaligen Leistungen der bildenden Kunst von Urs Graf, der Glareans Werk schmückte, und Niklaus Manuel, vom frühern Konrad Witz bis zum spätern Tobias Stimmer, so dürften sich die künstlerischen Leistungen der Schweizer Renaissance-Kunst sehen lassen. Und wenn der Schweiz ein Komponist von großem Namen damals versagt blieb, so sollte unter den dreißig Werken Glareans gerade sein musikwissenschaftliches Buch das bleibende sein. Wie reich begabt die Meister damals doch waren! Die erwähnten Maler Manuel und Stimmer waren zugleich begabte Dramatiker, und Zwingli spielte zehn Instrumente. Zweifellos hatte Gilg Tschudi seine Freude an Liedern, die er sammelte und auch etwa in Werke aufnahm, seinen beiden universell begabten Lehrern zu verdanken. Daneben bezog der unermüdete Sammler auch Sitten und Bräuche, Wappen, Inschriften und Münzen sowie alle erdenklichen Funde und Zeugnisse als Geschichtsquellen heran, so daß Richard Feller in der mit Edgar Bonjour verfaßten «Geschichtsschreibung der Schweiz» geradezu im Blick auf unsern Chronisten den Satz wagt: «In der Allseitigkeit der Quellenforschung und in der Universalität der Interessen übertrifft er jeden Zeitgenossen.» Jedenfalls hat Tschudi, ehe Begriff und Wort bekannt waren, von früh an Kulturgeschichte getrieben, wenn auch nicht eigentlich geschrieben. Der Humanist nahm wenigstens als Sammler den ganzen Menschen wahr.

5. Entdeckerlust der Renaissance: Autodidakt – Alpenwanderer – Forscher

Während Tschudis vaterländische Geschichtsschreibung sehr stark ins Bewußtsein der Nation getreten ist, ja dieses in hohem Maße mitgebildet hat, ist sein anderes Arbeitsfeld fast unbekannt geblieben. Er trug sich nämlich mit dem Gedanken, eine Geschichte des Altertums zu schreiben, was mächtige Codices mit Auszügen andeuten. Ungewiß ist es, ob Tschudi schon, wie er behauptet, mit 15 Jahren in Konstanz altrömischen Inschriften nachgegangen ist. Hingegen ist es gewiß, daß er als junger Landvogt in Baden einen römischen Meilenstein, den ein Bauer beim Pflügen in Windisch (Vindonissa) gefunden hatte, an seinem Amtssitz aufrichten ließ «von wonders und alter geschichten anzei-

gung wegen». Gilg Tschudi darf nach dem Urteil der Kenner Salomon Voegelin und Hans Trümpy gerade als «der erste schweizerische Epigraphiker» angesprochen werden. Als Tschudi nach Abschluß seiner ersten Badener Amtszeit als Hauptmann 1536 in fremde Kriegsdienste trat und Söldner nach der Provence führte, wurde er nicht müde, dort römische Inschriften zu kopieren. Mit 35 Jahren stand der Humanist auf dem Forum in Rom, und nur zu gerne wußten wir, was für Gefühle ihn dort bewegten.

Ach, wir wissen es nicht. Wir wissen auch nicht, ob er nach dem 13. Altersjahr, d. h. nach dem Alter unserer ältesten Primarschüler, überhaupt noch einen geregelten Unterricht genoß und je eine Universität bezog. Es läge zwar nahe, anzunehmen, daß er 1517 mit seinem Bruder Peter und seinem Vetter Valentin Tschudi den Lehrer Glarean von Basel nach Paris begleitet habe, aber dann wäre er in deren oder Glareans Briefen an Zwingli wohl erwähnt worden. Wir stehen, falls sich nicht ungeahnte neue Zeugnisse finden lassen, vor der überaus staunenswerten Tatsache, daß Gilg Tschudi vom 13. Jahre an ohne Lehrer, wenn auch nicht ohne Berater, arbeitete. Ein wahrhaft großartiges Beispiel eines Autodidakten, das kaum seinesgleichen hat! Wenn aber doctus «gebildet» heißt und zur echten Bildung der stete Wille zur unaufhörlichen Weiterbildung gehört, so billigten wir Tschudi, der nie einen akademischen Titel besaß, den höchsten Rang echter Bildung zu.

Woher hat denn Tschudi sein riesiges Wissen? Die Antwort kann nur lauten: aus dem Umgang mit Menschen und Schriften, von Reisen, vom Besuch sehr vieler Bibliotheken und Archive.

Da zeigt sich nun neuerdings eine Gunst in Tschudis Leben und Schaffen. Weil sein Vater wohl reich an Nachkommen, aber nicht an Mitteln war, mußte Gilg Tschudi an ein Einkommen denken, denn die französische Pension, die er – sehr wahrscheinlich – bezog, hätte nicht zum Lebensunterhalt oder gar zu Forschungsreisen gereicht. Daher bewarb er sich um einträgliche Ämter, die ihm die Glarner Landsgemeinde nicht versagte, wenn die Reihe, einen Landvogt für eine bedeutende Gemeine Herrschaft zu stellen, wieder an den Stand Glarus kam. So amtierte er in jungen Jahren als Landvogt in Sargans und dann zweimal in Baden, auch einmal als Obervogt des Abtes von St.Gallen in Rorschach. Die beiden Ämter in der Ostschweiz öffneten ihm die wertvollen Archive der Klöster Pfäfers und St.Gallen, und in Baden, wo

der jeweilige Landvogt gleichsam der Kanzler der Eidgenossenschaft war, hatte er steten Zugang zu den wichtigsten Schriftstücken des Bundes. So gewann er denn früh den Ruf, daß er «in eidgenössischen Dingen mehr wisse als irgend ein anderer». Nach seinem eigenen Zeugnis konnte eine echte Geschichtsschreibung nur auf Urkunden, Verträge, Abkommen aller Art gründen. Daß Tschudi als Verwaltungs- und Staatsmann zugleich mitten im politischen Leben drin stand, also um die Kräfte des geschichtlichen Lebens wußte, kam natürlich seinen Studien beim Einschätzen und dem Auswerten der Quellen ebenfalls zugute.

Von großem Einfluß aber war Tschudis Anschauung im Gelände. Er war ein sehr aufmerksamer Wanderer. Konnte seine Heimat, ein Binnenland, nicht teilhaben am großen Entdecker-Erlebnis der Völker am Atlantik, so hatte man doch seine eigene terra incognita, die es zu erfahren und zu ergründen galt. Die Losung «Ad fontes» nahm Tschudi auch wortwörtlich ernst, indem er zu den Quellen der Flüsse und Ströme vorstieß. So wurde er zum Alpenforscher. Er war also keineswegs ein weltfremder Stubengelehrter. Daß er den vergletscherten, 3322 m hohen St.Theodulpaß erstieg, war für jene Zeit eine ganz außerordentliche alpinistische Leistung. Seine vielen Wanderungen fanden ihren Niederschlag in der jener «Rhätia» beigegebenen Schweizerkarte, der ersten, welche diesen Namen recht eigentlich verdient. Dieser Drang, das Diesseits zu erforschen und sein Abbild kartographisch festzuhalten, entsprach der Renaissance, dem Lebensgefühl des Humanismus; auch Glarean war ein gewandter Kartenzeichner.

6. Bekanntnis zur Volkssprache

Eigenartig ist es, wie Gilg Tschudi in seinem Rhätia-Buch übersah oder, besser gesagt: überhörte, daß das Rätoromanische auch eine wesentliche Tochtersprache Roms war und daher des Studiums des Humanisten wert gewesen wäre. Ja, es gibt dort geradezu ein Kapitel, das die Überschrift trägt «Ursach, warum man Churwelsch nit schriben kann». Dabei erschienen zu Lebzeiten Tschudis grundlegende Werke im Ladin des Engadins (Joachim Bifrun) und auch an surselvischen Büchern fehlte es im nächsten Jahrhundert nicht (Vater und Sohn Gabriel). Tschudi aber begründete das Fehlen einer Schriftsprache der Rätoromanen mit den Worten

«Es ist ouch nicht wunder, das die sitten und sprach bi Ihnen so ergrobet. Dann als sy anfangs zit allein die rüchsten und obersten wildinen besessen, hat menglichk ruche handarbeit thuen müssen. Dann sy sonst nit ihre Nahrung geheben». So gab es im Älplervolk keine Lehrer; vor lauter Hantieren mit «houwen und mistgablen» reichte es nicht zum Gebrauch der Feder, und so fiel die Sprache einer argen «verböserung» anheim». Daher habe man eben im rätoromanischen Bereiche die Urkunden ursprünglich in lateinischer und später in zunehmendem Maße in deutscher Sprache abgefaßt.

In welcher Sprache gedachte Gilg Tschudi nun seine eigenen Werke abzufassen? Glarean hielt dem Latein die Treue, Zwingli bekannte sich zur deutschen Volkssprache mit schweizerdeutschem Einschlag. Welchem seiner beiden Lehrer sollte Gilg Tschudi folgen? Er entschied sich für das Deutsche. Fühlte er sich im Lateinischen minder sicher? Mag sein, jedenfalls hatte er wenngleich im Lesen lateinischer Urkunden große Erfahrung, so doch als Verfasser vieler Aktenstücke seiner Ämterzeit tagtägliche Übung im Deutschen. Zudem begann sich seit Luthers Bibelübersetzung die deutsche Schriftsprache in alt- und neugläubigen Kreisen durchzusetzen. Luthers Werk erschien im Jahr 1522, und wenige Jahre danach hielt Paracelsus in Basel eine allererste Vorlesung in deutscher Sprache, ohne freilich in den nächsten Generationen Nachfolger zu finden. Hingegen schrieben Johannes Stumpf durchgehend und Vadian vorwiegend ihre historischen Werke in deutscher Sprache. Es war ein kraftvolles, der urwüchsigen alemannischen Mundart nahestehendes Deutsch.

Gilg Tschudi folgte hierin den Reformatoren und evangelischen Pfarrern und erwies sich darin als ein Teilhaber am Sprachschicksal der Reformation. Ja, er wandte sich sogar als eifriger Sprachreiniger gegen jeden Rückfall ins Latein, auch gegen die eitle Durchsetzung deutscher Texte mit lateinischen Fremdwörtern jener Schreiberlinge, die «könnend nit ein linien one latinische wort schryben, so sy doch der tütschen genuog hettend; machend das menger gemeiner man, so kein latin kan, nit wissen mag, was es bedüt oder wie ers verston soll. Wöllend also unser tütsch, so ein erliche sprach ist, verachten; bruchend ouch etwa wälsche wort, so doch all ander sprachen die unser nit ansehend. Darus kompt, das nach und nach man nit weysst, was tütsch ist. In den alten tütschen findt man kein latin, sonder alles tütscher worten. Allein die kanzler sind so naswys, man köndt

wohl schryben appelatz statt berüffung». Der Sprachreiniger verpönt Fremdwörter wie iurisditio statt gerichtszwang, citieren statt laden, fundament statt grundveste, obligation statt verpflichtung usw., also die Ausdrücke jener Leute, die da «mischlend also latin und tütsch undereinandren, waere nützer gar latin oder gar tütsch». So schärfte ein Schweizer das Sprachgewissen der Leser und Schreiber deutscher Muttersprache, und er war dabei, so weit wir sehen, der erste, der es in dieser grundsätzlichen Art tat. Und darin war er nicht nur ein Sohn, sondern ein Vorkämpfer seines Jahrhunderts, in welchem die Volkssprachen aufkamen, immer entschiedener auch den Dichtern dienten, und schließlich in den Kanzleien und Schulstuben Eingang fanden. Hierin war Tschudi ein Kampfgenosse Luthers, der freilich vom schweizerischen Hochdeutsch wenig hielt. Luther nannte Zwinglis Deutsch gar «ein zottlich und filzich Deutsch, 's möcht einer schwitzen, eh ers versteht». Nun, den Schweizern ging es stellenweise mit Luthers Bibelddeutsch nicht viel anders. Wenn Luther im Neuen Testament schrieb: «Wenn aber das Salz tumm wird, womit soll man salzen», so wurden sie aus dem Dummwerden des Salzes auch nicht klug. Sagte aber der Toggenger Zwingli: «Wenn aber das Salz sini rässi verlüret ...» so wußte man gleich, wovon die Rede war.

Gilg Tschudi schrieb noch nicht hochdeutsch, sondern ließ die Vokale wie in der Mundart lauten, behielt also die alten mittelhochdeutschen Längen bei: schryber, tüütsch, bruchen, verwendete somit noch nicht die Formen mit den Zwielaute: Schreiber, deutsch, brauchen, während alte Zwielaute sich erhielten, wo die neuhochdeutsche Schriftsprache nur einen Vokal aufweist, z. B. gnuog statt genug. So erhalten Tschudis Darstellungen einen altertümlichen Grundton, der von fern an das Epos vom Nibelungenlied crinnert (dessen schönste der drei Handschriften sich in Tschudis Nachlaß fand), soweit man Prosa überhaupt mit Poesie vergleichen kann. Hören wir nun ein Beispiel von Tschudis Gestaltungskraft, nämlich wie er Tell am Steuer schildert:

Und wie si nun uff den see kamend und fuoerend bis an Axen hinuß, do fuogt gott das ein sölcher grusamer ungestuomer sturmwind infiel, das si sich all verwegend hattend ärmklich ze ertrincken. Nun was der Tell ein starcker man und kondt vast wol uff dem wasser. Do sprach der diener einer zum lantvogt: «Herr, ir sechend üwer und unsre not und gfaar ünser lebens, darin wir stand,

und das die schiffmeister erschrocken und des farens nit wol bericht. Nun ist der Tell ein starck man und kan wol schiffen, man solt inn jetzt in der not bruchen.» Der landtvogt was der wassersnot gar erkluoft sprach zum Tellen: «Wann du uns getruwtist uss diser gfaar ze helffen, so welt ich dich diner banden ledigen.» Der Tell gab antwort: «Ja gnediger herr, ich getrüw üns mit gottes hilff wol hie dannen ze helffen.» Also ward er ufgebunden, stuond an das stuorruoder und fuor redlich dahin, doch luogt er alweg nach einem vorteil hinus ze springen und uff der schiesszüg, der zenechst bi im uff dem pieten oder hindern gransen lag. Und wie er kam nach zuo einer grossen blatten (die sidhar den namen des Tellen blatten behalten und ein heiligenhüsli dahin gebuwen ist), beduocht inn, das er daselbs wol hinuß gespringen und entrünnen möcht, schrij den knechten zuo, das si hantlich zugind, bis man für die selb steinblatten käme, wann si hettind dann das bösis überwunden. Und als er nebst die blatten kam, truckt er den hindern gransen mit macht (wie er dann ein starck man was) an die blatten, erwuscht sin schiesszüg und sprang hinuß uff die blatten, stiess das schiff mit gwalt von imm und liess si uff dem see schweben und schwanken. Und kam der landtvogt und sine diener mit grosser not und arbeit gen Brunnen in Switz. Der Tell aber lüff gestrax bergs und schattens halb (dann noch kein Schnee gefallen was) durch das land ze Schwitz bis uff die höche an der lantstraß zwüschent Art und Küssnach gelegen, da ein hole gass ist und studen darob zeruor darbij. Darinn lag er verborgen, dann er wusst wol, das der lantvogt alda fürrijten wurd gen Küssnach der burg zuo. Wie nun der lantvogt der selben holen gass nachnet, hat der Tell sin armbrust gespannt und hort allerlei anschleg des lantvogts und der dienern, die über inne giengend. Also schooss er ein pfil durch den lantvogt das er ab dem ross viel und von stund an tod was, und lüff er Tell wider hinder sich gegen Uri zuo den bergen nach, und kam am fürlouffen heimlich zum Stouffacher gen Steinen, dem sagt er allen handel, wie es gangen was, und zoch demnach nachts gen Brunnen, da er von einem, der ouch heimlich im pund was, in einem schiffli fürwert gen Uri gefuort ward, dahin er nachtz kam, und hielt sich verborgenlich. Doch bericht er den Walther Fürsten und andre puntznossen ouch wie es mit dem lantvogt ergangen, dz ward den puntznossen in Underwalden ouch heimlich kund getan. Also ward disem lantvogt Grisler

ouch sin lon, und ist an das ort der studen, da Wilhelm Tell gelegen was, als er den vogt erschöß, sidher ein heiligenhüsli gebuwen.

Gilg Tschudi hat an seiner Sprache immer wieder gefeilt. Wir erkennen es nun an der neuen von Bernhard Stettler bearbeiteten Ausgabe des *Chronicon Helveticum* (1970), die nicht nur den endgültigen Text veröffentlicht, sondern auch die von Tschudi vorgenommenen Streichungen. So hatte der Chronist im eben mitgeteilten Text ursprünglich geschrieben, daß ein «grusamer sturmwind kam». Das allgemeine Verb erschien ihm aber zu blaß, und er ersetzte es durch das ungemein kräftigere «infiel», was dem Einbruch des Föhns, eines Fallwindes, viel besser entspricht. Einige Zeilen später hieß es in der ersten Fassung: «Der lantvogt was der wassersnot gar in forchten», bis dem Erzähler das träfere, volksnahe und in etlichen Mundarten lebendig gebliebene «erkluoft» einfiel.

Und mit welcher Bildhaftigkeit vermag Tschudi die Ausdehnungspolitik der Habsburger zu schildern! «Also koufft die Herrschaft Österrich ein Plätzli hie und das ander dört, und wo si sich inflicktend, so understuondend si dann dieselben, Landtschafften und Umbässen gar an sich ze bringen und ze bekläwen, es wer mit Lieb, mit Kouff oder mit Gwalt, wann si hettind gern ein gross Fürstenthum in disen obern Landen ze wegen gebracht, als si ouch durch ir List und Gschwindigkeit vil an sich sactend ze Schwaben, ze Turgöw, ze Ergöw, im Sundgöw, Elsaß, Brisgöw, Schwartzwald und He-göw.

Prof. Dr. Max Wehrli, der dieses Beispiel in seiner trefflichen Studie «Agidius Tschudi, Geschichtsforscher und Erzähler (Schweiz. Zeitschrift für Geschichte, 1956, S. 433ff.) erwähnt, weiß auch den kunstvollen Aufbau vieler Sätze in Tschudis Chronik, aber auch die ausladend breite Schilderung der Schlachten zu würdigen. «Der historische Stil Tschudis, des größten Gelehrten unter den deutschschreibenden Chronisten, lebt in dieser zugriffigen, sach- und menschnahen Haltung und bedient sich einer ebenso behaglichen als treffsicheren Sprache. Sie ist nicht einfach zu lesen, aber erhält beim lauten Vortrag ihren eindrucksvollen Klang und Rhythmus.»

Gerade zur Zeit, da die «schweizerische Hochsprache» der neuhochdeutschen Schriftsprache zu weichen beginnt, fand unsere ur-eigene Hochsprache im Chronisten Gilg Tschudi einen ihrer größten Vollender.

Ausschnitt aus Tschudis Schweizer Karte 1558/60. Es gehörte zum Lebensgefühl der Menschen der Renaissance, daß sie einen Überblick über die Landschaft zu gewinnen versuchten. Tschudi durchwanderte schon als Jüngling die Schweiz in allen Richtungen und zeichnete 1528 eine Schweizer Karte, welche als erste die ganze heutige Eidgenossenschaft umfaßt. Sie erschien 1538 als Beilage zur Schrift «Die uralte warhaftig Alpisch Rhetia» in einem Umfange von 115 cm Höhe und 129 cm Länge bei Sebastian Münster in Basel, wo 1560 eine 2. Auflage herauskam. Die Berge sind in Maulwurfs-Manier dargestellt. Beim Bodensee bemerkt der Betrachter, daß Tschudi die antike Auffassung, der Rhein durchfließe den See, ohne daß er sich mit dem stehenden Wasser vermische, in seinem Kartenbild zum Ausdruck brachte.



7. Die historische Zuverlässigkeit der großen Schweizer Chronik

Es würde den Rahmen unseres knappen Lebensbildes sprengen, wollte man das *Chronicon Helveticum* samt der «*Gallia comata*», die ihr gewissermaßen als Einleitung dient, in allen Einzelheiten auf den heute ermittelten Wahrheitsgehalt hin prüfen. Jedenfalls müßte man, um dem Historiker gerecht zu werden, seine Darstellung immer wieder am Forschungsstande seiner Zeit überprüfen. Daß ein ernstzunehmendes Geschichtswerk auf einer urkundlichen Grundlage beruhen müsse, war Tschudi durchaus klar, schrieb er doch in nimmermüder Weise eine hochehrwürdige Anzahl von Aktenstücken ab und ging schon als junger Mann mit denjenigen scharf ins Gericht, welche «unnütze tröume, alte tantmaren» verbreiten, denn er wollte sich absetzen gegenüber allen, die «eytel unnütz Fablen und erdichtete Sagen» als Geschichte ansahen. Als er aber in seinen späten Lebensjahren zur Darstellung des mühsam herbeigeschafften Stoffes überging, verführten ihn seine Lust an einer lebendigen Darstellung, sein Bedürfnis nach überzeugender Begründung und sein Ehrgeiz nach einem umfassenden Geschichtsbild überhaupt, aber auch Rücksichten auf liebgewordene Vorstellungen, zum Abweichen von der strengen Richtschnur. Auch mag ein frühbarockes Lebensgefühl, sein Werk zu runden und zu beschwingen, Ich, Volk und Welt in ein durchgreifendes Zusammenspiel zu bringen, die großangelegte Rechenschaft über das Herkommen mitbestimmt haben. Immerhin geht es viel zu weit, wenn z. B. Johannes Dierauer behauptet, von der Urschweizer Befreiungssage bleibe vor der unerbittlichen Kritik nichts als historischer Roman übrig.

Die Tellingeschichte hat Gilg Tschudi nicht erfunden, sondern vorgefunden. Das «Weißes Buch» von Sarnen berichtet die Tellen- und Rütlisage bereits um 1470, aber doch verblüffend spät nach den angeblichen Ereignissen. Diese Quelle nennt freilich kein Jahr, während Tschudi nicht nur das Jahr, sondern sogar den genauen Tag angibt: am Sonntag nach Othmari, wozu der 18. Tag novembers». Wieso kommt Tschudi zu so genauer Zeitangabe? Nun, das hängt mit der Anlage seiner ganzen Schweizer Chronik zusammen, die dem sog. annalistischen Prinzip folgte, d. h. sie schreitet, mit dem Jahre 1000 beginnend, Jahr um Jahr bis 1470 fort. Zu einem guten Teil besteht die Chronik ja aus

Urkunden, die sich fast ausnahmsweise zeitlich ordnen ließen. Wie aber, wenn Tschudi etwas Undatiertes, z. B. eine Sage einzugliedern hatte? Da mußte er eben, um sie überhaupt unterzubringen, ein Datum ersinnen. Dabei täuschte er freilich dem Leser eine Sicherheit der zeitlichen Ansetzung eines Ereignisses vor, wie es ein moderner Geschichtsschreiber nicht verantworten könnte. Karl Meyer hat mit viel Scharfsinn nachgewiesen, daß Tschudi dabei gar nicht willkürlich vorgeht, sondern große Kombinationskünste entwickelte. Hätte er z. B. den Bundesbrief von 1291 gekannt, so hätte er den Kalender des zeitlichen Ablaufs der Urschweizer Befreiungsgeschichte sicher anders abgefaßt. Allein dieses wichtigste Pergament der Schweizergeschichte wurde erst in der Aufklärungszeit im Schwyzer Archiv neu entdeckt und 1760 veröffentlicht, also rund zweihundert Jahre später, und ein Vierteljahrhundert, nachdem Tschudis Chronik vom Juristen Johann Rudolf Iselin, dem spätem Rektor der Universität Basel, in zwei Foliobänden (in den Jahren 1734/36) im Drucke herausgegeben worden war. Tschudi konnte bei seinem Tode in seiner Chronik kein durchgestaltetes Werk sehen, sondern auf weite Strecken stak es noch auf der Stufe der Stoffsammlung.

8. Reformation

Wir haben uns nun noch mit der Frage des Glaubens zu befassen, welche in den Zeitaltern der Reformation und Gegenreformation die Christenheit des 16. Jahrhunderts in zwei Lager spaltete. Die Frage stellte sich auch den Eidgenossen unausweichlich. Sie trennte denn auch die eidgenössischen Orte in zwei Gruppen. Zwar blieb die Mehrzahl der Orte, nämlich die Fünf Orte samt Freiburg und Solothurn, dem alten Glauben treu, aber auf der evangelischen Seite standen die beiden mächtigen Städte Zürich und Bern, ebenfalls die rheinischen Zunftstädte Schaffhausen und Basel sowie die Mehrzahl der Landleute in den Landsgemeindeorten Glarus und Appenzell. Während das Land Appenzell noch vor Ende des Jahrhunderts die Trennung in evangelisch Außer-Rhoden und katholisch Inner-Rhoden vollzog, war die Grenze im Lande Glarus nicht so einfach zu ziehen. Die Trennung im Glauben lief nicht nur mitten durch das Volk, sondern auch durch einzelne Familien, was gerade bei den Tschudi der Fall war. Ja, der Riß konnte

rend der Jahre 1533–35 gewissenhaft seines Amtes. Er legte u. a. eine Liste der bisherigen dortigen Landvögte an, worin er sich selbst verzeichnete. Der Schwerpunkt seines Wesens lag in der Forschung, nicht im Kirchenkampf. Das gebot ihm schon sein Gelehrten-Ethos. «Jeder Historicus soll unparteyisch sin, und durch sin schriben nieman sich verdachtlich machen.» So schrieb er in einem sehr persönlichen Brief an den evangelischen Pfarrer Johannes Fries, Schulmeister am Großmünster in Zürich, und gestand seinen Unwillen über die Chronik des Zürcher Pfarrers Johannes Stumpf, dem er doch uneigenmächtig immer wieder Auskünfte erteilt hatte, denn in diesem Werke von 1547 fand Tschudi, versetzte Stumpf den Klöstern unnötige Seitenhiebe. «Was not ist es, daß er ein lang Pluderment macht von München, wie sie die Welt betrogen.» Gewiß solle man nicht alle ihre Übelthaten verschweigen. «Wo die Münch Bosheit begangen, wie vor ziten ze Bern (im sog. Jetzerhandel) ist billich und historisch ze beschriben. Die Zänk aber der Religion söllind die Theologi, nit die Historici ze recht legen.» Welch edler Vorsatz! Konnte oder wollte ihn Tschudi wirklich künftig selber befolgen?

9. Gegenreformation

Die große Wende in Tschudis kulturpolitischer Haltung erfolgte schon wenige Jahre später. Sie hatte einen weltpolitischen Hintergrund und einen persönlichen Anlaß. Seit 1545 tagte, wenn auch mit langen Unterbrüchen, das Konzil von Trient, das die katholische Lehre neu überprüfte. Tschudi wäre für die wichtige Schlußzeit der beste weltliche Berater der Schweizer Orte auf dieser Kirchenversammlung gewesen. Es wurde ihm aber der jüngere und weniger kundige Unterwaldner Melchior Lussi vorgezogen, wohl weil Gilg Tschudi als Angehöriger einer Minderheit im Lande Glarus nicht als repräsentativ genug galt. Er hatte zwar seit seiner zweiten Amtszeit als Landvogt in Baden auch seine engen Beziehungen zur Innerschweiz. Mitten in dieser Amtszeit verlor Gilg Tschudi seine Gattin Anna geborene Stucki. Damals setzte er sein Testament auf, und seiner Tochter Kunigunde ging der Verlust der Mutter so nahe, daß sie den Schleier nahm. Nach drei Vierteljahren der Trauer führte der Witwer Barbara Schorno heim, deren Bruder zum einflußreichen Schwyzer Landammann aufsteigen sollte. Als Gilg Tschudi

kurz vor seinem Lebensende wieder seine Frau verlor, heiratete er die Witwe eines Urners, Maria Püntiner, geb. Wichser, und ließ sich in das Landrecht von Uri und Schwyz aufnehmen. Sein Ansehen war so groß, daß er 1559 zusammen mit dem Zürcher Stadtschreiber Escher zu Kaiser Ferdinand I. auf den Reichstag in Augsburg entsandt wurde, woher die beiden Gesandten nicht nur mit der Bestätigung der Freiheitsbriefe, sondern auch mit goldenen Ketten heimkehrten, Tschudi obendrein mit der erschlichenen Bestätigung des «alten Adels» seiner Familie.

Schätzte man den in der ganzen Eidgenossenschaft hochangesehenen Gilg Tschudi, der sich auch für engere Beziehungen mit Genf einsetzte, in seiner engern Heimat Glarus nicht gehörig? Galt der Prophet wieder einmal nichts in seinem Vaterlande? Keineswegs, war er doch dreimal an wichtige Vogteistellen gewählt worden. Auch der Zugang zu den obersten Ehrenstellen im Lande selbst wurde ihm nicht verwehrt: im Jahre 1554 wählte ihn die Landsgemeinde zum Statthalter, und 1558 stieg er als Landammann gar ins oberste Landesamt auf. Wenn sich zwei Jahre später die Gunst der Mehrheit des Glarnervolkes von Tschudi abwandte, so hing diese Abkehr mit seiner sehr fragwürdigen Haltung in der verschärften Kulturpolitik zusammen. Seit der Verschwägerung mit den Schorno verstärkte sich die auch im Zuge der Zeit liegende gegenreformatorische Richtung in seinem Wesen zusehends.

Das offenbarte sich im sog. Locarner Handel von 1554/55. Am Nordufer des Langensees gab es eine evangelische Gemeinde, die den Katholischen Orten ein Dorn im Auge war. Als maßgebender der beiden Schiedsrichter arbeitete Tschudi eine Neuordnung aus, welche den Tessiner Reformierten nur die Wahl ließ, entweder die Heimat oder den Glauben aufzugeben. Die glaubenstreuen angesehenen Familien Orelli, von Muralt usw. wandten sich Zürich zu. Der zum Schlichten bestellte Treuhänder entwickelte sich bald zum unduldsamen Glaubenseiferer. «In allen spannen soll man mittlen, one im glauben. Der kan nit Mittel länden. Dann es ist Gottes Sach. Dem söllend wir nit maaß setzen.» Es gab viele Evangelische, die nicht anders dachten. Wer aber entschied, ob jemand den Segen Gottes wirklich auf seiner Seite hatte? Die meisten Zeitgenossen waren von der Überzeugung durchdrungen, daß sie und nur sie den echten Glauben hätten und daß Lauheit im Bekenntnis und Lässigkeit im Glaubenskampf mit schärfsten Mitteln geradezu

an Sünde grenzen. Die Botschaft der Toleranz, wonach jeder seines Glaubens froh sein dürfe, wurde auf wenigen Kanzeln verkündet, und so stritten sich die beiden Konfessionen bis aufs Blut über die echte Religion der Liebe, wobei gerade diese christliche Liebe mit Füßen getreten wurde.

Gilg Tschudi machte von dieser Zeitregel keine Ausnahme, so wenig als Zwingli, hätte er bei Kappel gesiegt, wohl von weiteren Vorstößen seiner Partei abgesehen hätte. Das Bedenkliche bei Gilg Tschudi war, daß er als Glarner Landammann ein doppelzüngiges Spiel im sog. Glarner Handel zu spielen begann. Freilich war Notwehr dabei, denn Tschudi sah die Zahl der Katholiken auf unter dreihundert Bürger schrumpfen, woran allerdings der Bildungsmangel der Priester nicht unschuldig war. Niemand kann es Tschudi verargen, wenn er sich für den Fortbestand seines Bekenntnisses im Lande Glarus wehrte, um so weniger als es nicht an rechtlichen Grundlagen für die Beibehaltung des katholischen Kultus fehlte. Befremdlich mutet es indessen an, daß er nichts Geringeres als die gewaltsame Rekatholisierung oder doch die Teilung des Landes Glarus betrieb, und zwar heimlicherweise. Während er in Glarus eher den Versöhnlichen spielte, schrieb er Briefe nach Schwyz, man möge in Glarus eingreifen. Ja, ein förmlicher Kriegsplan stammt von seiner eigenen Hand. Billigt man Tschudi auch zu, er habe dabei das Seelenheil seiner und vielleicht auch der zu bekehrenden Landleute vor Augen gehabt, so war es doch ein starkes Stück, wenn er an maßgebender Stelle das Staatswesen von Westen her untergraben wollte. Es mag sein, daß er in seiner Seele die doppelte Verantwortung gegenüber der Kirche und dem Staate tragisch empfand. Daß ihm aber bei der Sache nicht wohl war und nicht wohl sein konnte, geht auch daraus hervor, daß er viele seiner Briefe nicht unterschrieb oder den Vermerk anbrachte, man möge das Schriftstück vernichten.

Diese geheimen Machenschaften gegen die Mehrheit wurden aber doch ruchbar, und das Volk wußte, weshalb es den «Glarner Handel» nicht ungern den «Tschudihandel» nannte, um den Urheber dieser Spannung zu bezeichnen, welche vielleicht auf eine Trennung des Landes hinausgelaufen wäre. Daß es nicht zum offenen Kampfe kam, hatte zwei außenpolitische Gründe. Frankreich, das in harten Glaubenskriegen steckte, warb in der Schweiz Söldner, die es kaum erhalten hätte, wenn die Eidgenossen gegeneinander ins Feld gezogen wären. Und der Papst wollte

schließlich kein Geld in diesen unsichern Glarner-Handel stecken. So sah sich Gilg Tschudi ohne den erhofften Rückhalt. Als ihm gar ein Galgen an die Haustüre gemalt wurde, fühlte er sich vor dem Volkszorn nicht mehr sicher und verzog sich nach Rapperswil, woher er erst nach drei Jahren wieder in die Heimat an der obern Linth zurückkehrte.

Daß Tschudi sich seinen Glaubensstandpunkt nicht leicht gemacht hat, erkennt man daran, daß er – wie Vadian – ernsthafte theologische Studien schrieb, die zum Teil noch der Veröffentlichung und Erforschung harren. Sie verraten eine erstaunliche Bibelkenntnis, wie sie wohl wenig Laien besaßen. Jedenfalls verdankt die katholische Kirche Tschudi ihren Fortbestand im Lande Glarus und dieses wiederum auf lange Sicht die Aufgabe des Auskommens beider Konfessionen, also eine Probstätte künftiger gegenseitiger Achtung.

10.

Rückblick

Zu guter Letzt dürfen wir nicht vergessen, daß Tschudi in seinen späten Jahren ein hartnäckiges Steinleiden sehr zu schaffen machte, so daß er seine letzten Arbeiten – wie später sein eifriger Leser Friedrich Schiller seine reifen Dramen – der Krankheit, wenn nicht dem Tode abrang, der ihn 1572 erreichte. Das möge der rasch zum Urteil bereite Betrachter angesichts dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit, in der sich viele Tugenden und etliche Fehler des spannungsgeladenen Jahrhunderts durchdrangen, immerfort mitbedenken. Und dann wird er dem großen Forscher und Mitgestalter seiner Zeit die Achtung nicht versagen. Jedenfalls zählt Gilg Tschudi zu den Männern, die durch ihr Schaffen am meisten dazu beitrugen, daß sich die Eidgenossen im Spiegel ihrer Geschichte immer klarer der Zusammengehörigkeit bewußt wurden, und ohne das Erlebnis des Bundes würde auch unserm Bundesstaate der innerste Kern fehlen. Daher verneigen wir uns in Dankbarkeit vor Gilg Tschudi und auch vor allen, welche ihm gerecht werden, wie es in den Veranstaltungen bei der 400. Wiederkehr seines Todestages in Glarus und Näfels überzeugend geschehen ist.



Foto Hans Brülisauer.